

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die blonde Drossel.

Roman von E. Fahr ow.

(Fortsetzung.)

In Berlin, als sie bei Gelegenheit einer geschäftlichen Angelegenheit mit Therese in einem Weinhaus der Leipziger Straße geüßt hatte, da war Riethling, der am Nachbar-tische saß und Therese schon vorher begrüßt hatte, beim Fortgehen herangekommen und hatte sich vorstellen lassen. Eine ganz flüchtige, formelle Begegnung also; aber doch war Franziskus Charakterkopf in seiner Erinnerung haiten geblieben, und im Weiterschreiten sagte er zu Stockton:

„Das war Ihre Ehefrau, nicht wahr? Sieht schneidig aus; aber nicht sehr lebenswürdig.“

„Lebenswürdig? Sie ist das männlichste Frauenzimmer, das mir in meinem Leben begegnet ist! Hat einen Kopf wie der geriebene Kaufmann, weiß es aber auch! Es ist das Widerwärtigste, was mir passieren konnte, daß ich in meinem Alter gezwungen bin, mich unter ein Weiberregiment zu bücken.“

„Nun, Herr Stockton, wenn Ihre Erfindung wirklich eine so hervorragende ist, dann werden sich ja auch Mittel und Wege finden lassen, um Sie aus dem unwürdigen Joche zu befreien.“

„Dann müßte ich endlich einmal in meinem Leben das verdiente Glück haben! Aber, Herr Riethling, wo werde ich denn! Hundertmal schon schien mir das Glück so nah, daß ich es greifen zu können glaubte. Und jedesmal war es eine Täuschung. So geht es ja den meisten Erfindern!“

„Den meisten Genies!“ verbesserte ihn Riethling, der gestern abend die Bekanntschaft mit Ruths Vater gemacht hatte. „Ich sagte Ihnen ja, Herr Stockton, daß ich ein Mensch bin, der sich für Außergewöhnliches interessiert. Wenn ich nicht schon ohnehin den Wunsch gehabt hätte, Sie kennen zu lernen, so würde ich diesen Wunsch doch in dem Augenblicke bekommen haben, wo ich von Ihrem Flugzeug hörte.“

„Sie hörten davon — in Berlin, sagten Sie?“

„Ja, und zwar auf Umwegen. Ihre Tochter, die ich liebe, wie ich Ihnen ganz offen bereits gestern anvertraute, muß wohl von Ihren Erfindungen gesprochen haben — wer will die Wege verfolgen, auf denen solch ein Thema zuletzt einem zu Ohren kommt! Jedenfalls vernahm ich von Projekten und auch davon, daß sich noch niemand gefunden hat, der Ihnen hilft, sie zu verwirklichen. Deshalb verband ich eine Reise in die Heimat mit diesem kleinen Abstecker hierher, und — da bin ich nun und brenne darauf, Ihre Modelle zu sehen.“

Stockton hatte den Hut abgenommen und fuhr sich aufgeregt durch die spärlichen Haare.

Ihm war so heiß und bekommen vor Glück. Sollte es denn endlich möglich sein, sollte der Traum Wahrheit werden?

Aber er besann sich, daß ja wieder Ruths Version hier

mit hineinpielte — gerade wie damals mit Weder, als er sich bereits darauf gefreut hatte, der Schwiegervater des Millionärs zu werden. Er besann sich auf seine Würde und fragte von obenher:

„Sie lieben meine Tochter, sagten Sie. Aber Sie können sich denken, daß ich jedem Freier meines Kindes gegenüber sehr vorsichtig und genau sein muß. Meine Tochter wird eines Tages, durch meine Erfindung, sehr vermögend sein. Deshalb ist ja auch jeder Vorschuß, den ich jetzt brauchen würde, nur ein ganz kurzer, geschäftlicher Uebergang. Also Ruth macht Ansprüche, und das kann sie auch. Was hätten Sie meinem Kinde für eine Zukunft zu bieten?“

Durch Riethlings Kopf blühten die Summen aus Frau Ulrichs Testament, und er sah das große Haus in der Friedrich-Allee vor sich auftauchen.

„Fräulein Ruth“, sagte er, „wird eines Tages in Berlin in einem vornehmen, großen Hause wohnen, sie wird zahlreiche Dienerschaft und ein Auto für ihre persönliche Benutzung haben, sie wird Frau Geheimrat Riethling heißen und von mir, ihrem Gatten, auf Händen getragen werden.“

„hm, hm — Ihre Vermögensverhältnisse sind also gute und gesicherte?“

„Sie sind so gesichert, daß nicht der leiseste Anlaß vorliegt, daß sie sich jemals ändern werden.“ antwortete Heinz sophistisch. „Uebrigens wird Ihnen der Name des Vortragenden Rats im Ministerium von Wäskien vielleicht bekannt sein. Das ist mein Oheim, er war mein Vormund und ist jetzt mein Erbonkel — außerdem beziehe ich monatliche Renten aus Familienstiftungen, die nie geschmätert werden können.“

„So, so. Nun, das ist ja ganz nett alles. Aber ich kann doch natürlich meine Tochter, wenn sie auch noch nicht mündig ist, nicht zu einer Heirat zwingen. Haben Sie denn mit Ruth bereits gesprochen?“

Riethlings Gesicht wurde so feierlich und bieder, wie es um Anno 1830 am Plage gewesen wäre.

„Ich hielt es für richtig“, sagte er gemessen, „mich vor allem an den Vater des teuren Mädchens zu wenden. Dabe ich Ihre Zustimmung, dann werden Sie ja gewiß auch die richtigen Wege wissen, um mir Fräulein Ruth günstig zu stimmen.“

Stockton warf sich in die Brust:

„Wir wollen sehen, was sich machen läßt. Das törichte Mädchen hatte da allerdings eine kleine Herzensverirrung angefangen — ich glaube, es war nichts als eine Ländelei, wie sie Bäckische betreiben — ein Ingenieur, der jetzt im Kriege ist. Doch ein Nachwort von mir wird da genügen! Ich lasse nicht mit mir spaßen, wenn es gilt, ernst zu machen.“

Riethling empfand einen gewaltigen Stich bei dieser unerwarteten Mitteilung.

So also sagen die Dinge?

Deshalb hatte er, der Herzensbezwinger, bei Ruth keinen Erfolg gehabt?

Die Angelegenheit schien doch nicht ganz so einfach zu sein, wie er sich vorgestellt hatte. Aber gleichviel, er mußte nun doppelt eifrig darauf bedacht sein, den Alten ganz auf seine Seite zu bringen, und er lenkte sofort auf sein Ziel hin:

„Wir wollen nun aber doch auf Ihre Erfindungen zurückkommen, verehrter Herr Stockton,“ sagte er. „Es würde mich aufrichtig freuen, wenn ich Ihnen von Nutzen sein könnte. Hätten Sie heute Zeit, mich in Ihr Laboratorium zu führen?“

Flugs wandte sich Stockton seiner Wohnung zu. Wenn dieser reiche, junge Mann, der ihm erschien wie ein Himmelsboote, begriff, was sein Flugzeug bedeutete, dann war ja alles übrige selbstverständlich. Dann mußte ihm Ruth helfen, mußte der Freier annehmen, der doch ein in jeder Hinsicht höchst prästabiler Mann war!

In seinem wirren Denken machte er sich nicht klar, daß es sich hier um ein Verhandeln, um ein richtiges Verkaufen seiner Tochter handelte.

Mit greller, lauter Stimme schrie der Egoismus in ihm, der ihn von jeher geleitet und beherrscht hatte. Er schrie so laut, daß er stürmisch sein Blut in Wallung setzte und ihn plötzlich schwanken und anhalten ließ. Das hagere Gesicht wurde erdpsahl.

Erschrocken griff Riebling nach seinem Arm.

„Ist Ihnen schlecht, Herr Stockton? Was haben Sie?“

Der Alte atmte einige Sekunden mühsam und mit starkem Geräusch. Dann riß er die Augen gewaltig weit auf, redete sich und stand gleich darauf aufrecht und steif da.

„Es — es ist nichts,“ murmelte er. „Eine kleine Schwächeanwandlung — die Aerzte sprachen von Aderverfaltung — so etwas geht schnell vorüber. Nur die Aufregungen, die vertragen ich nicht mehr so wie früher — habe etwas zu viel davon in meinem Leben gehabt.“

Sie gingen weiter, Riebling besorgt den Arm seines „künftigen Schwiegervaters“ haltend.

„Alle, verdrehte Schraube!“ dachte er dabei. „Dich kann man nicht gerade eine angenehme Zugabe zur Mitgift deines Töchterchens nennen!“

In der unordentlichen und staubigen Stube, die als Werkstätte für Stockton diente, waren die Modelle aufgestellt, an denen insgesamt „nur noch eine Kleinigkeit“ fehlte.

Diese „Kleinigkeit“ war aber der springende Punkt bei jedem einzelnen Modell. Entweder war es eine Stenervorrichtung, die „noch nicht ganz“ funktionierte, oder es lag am Gewicht, oder — an den Naturgesetzen oder an sonst etwas.

Bei alledem verwandelte sich Stockton hier in seinem Allerheiligsten in beinahe rührender Weise. Er eilte freudig umher, brachte Maschinenteile herbei, zeigte den einen Apparat halb, um zu einem andern überzuspringen, ließ alles liegen, um zwischendurch von einem Unterseeboot zu schwärmen, das er herstelle, und das alles glattweg in Schotten stellen solle, was es bis jetzt bei Freund und Feind gab.

Riebling hatte mit seinen klugen Augen sofort gesehen, daß alles dies nur phantastischer Kram war. Da war nichts wirklich Neues! Und wenn es etwas Neues war, dann war es „nicht gebaut und nicht gestochen“ — haltloses, beinahe kindisches Zeug.

Ein heimliches Mitleid mit dem Alten erfaßte ihn, aber es wurde sofort unterdrückt durch die Erwägung, daß er gerade in solch wirr-phantastischem Kopf den besten Helfer finden würde.

Nachdem eine volle Stunde alles über ihn hingeströmt war, was Stockton an Vorfürungen und an wortreichen Auseinandersetzungen bereit hatte, brachte Riebling die Rede wieder auf die Hauptsache zurück.

„Sie sagen, daß Sie für alle diese Dinge ein Kapital von mindestens vierzigtausend Mark brauchen, Herr Stockton?“ sprach er, indem er sich, gewichtig sein Notizbuch hervorziehend, zurücklehnte.

„Ja, allerdings, das wäre das mindeste! Das ist eine Bagatelle, wohlverstanden, in Anbetracht des ungeheuren Gewinnes, der mir sicher ist! Der Krieg kommt ja gerade hier wie gerufen! Denken Sie doch, das Kriegsministerium wird mir ja sofort diese beiden Apparate hier abkaufen wollen. Aus den Händen reifen wird man sie mir! Aber ich werde mich hüten! Ich verkaufe davon nicht ein einziges Modell, sondern bedinge mir Beteiligung bei den Herstellungen aus!“

„Da haben Sie sehr recht, Herr Stockton, das ist ein viel einträglicheres Geschäft. Und wenn die vierzigtausend Mark nicht reichen, so läßt sich am Ende ja noch über weiteres reden. Nur — jetzt kommt meine Hauptsache, Herr Stockton! Sie sind Geschäftsmann und dazu Amerikaner. Sie wissen, umsonst ist nichts in der Welt zu haben.“

„Allright, das ist nur recht und billig.“

„Schön. Ich will also ganz kurzen Prozeß machen und Ihnen unumwunden meinen Preis sagen: Ich erkläre mich bereit, Ihnen die vierzigtausend Mark vorzuschießen, wenn Ihr Fräulein Tochter sich mit mir verlobt hat.“

Stockton fuhr nun doch empor:

„Aber, Herr Riebling, ich kann, wie ich Ihnen sagte, meine Tochter doch zu keiner Zeit zwingen! Wir leben doch nicht mehr im Mittelalter.“

„Leider. Aber ich sprach ja auch gar nicht von einer Heirat, sondern nur von einer Verlobung! Verstehen Sie nur so recht diesen Unterschied. In einer Verlobung können Sie Ihre Tochter doch ohne Gewissensbisse veranlassen — zu einer Heirat nicht. Und ich verpflichte mich, Ihnen die besprochene Summe zu zahlen, wenn wir verlobt, nicht wenn wir verheiratet sind!“

Stockton merkte, daß ihm hier ein sehr großmütiger Vorschlag gemacht wurde. Der junge Freier deutete an, daß Ruth, falls sie wirklich eigeninnig bleiben wollte, von der Verheiratung immer noch rechtzeitig genug zurücktreten konnte. Deshalb aber brauchte er, Stockton, nicht zu verzichten auf die endliche Erfüllung seiner Lebenswünsche.

Das war überwältigend!

Er hatte nicht einen Augenblick das Gefühl, daß er ein Unrecht begehen wollte. So, wie er niemals früher, als er Ruths Jugend und Arbeitskraft so rücksichtslos ausgebeutet, sich Mangelmacht hatte, daß er niedrig handelte, so wenig kam ihm jetzt eine solche Ueberlegung.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Schellhaas.

Eine Kindheits Erinnerung von Louise Schulte-Bräde.

Es war eine Lieblingsbeschäftigung unserer Kindheit, uns auszudenken, welche drei Wünsche wir aussprechen wollten, wenn eine gütige Märchenfee uns das versattelt hätte. Die meisten waren sehr verschiedener Art. Eine Zeitlang wünschte ich mir aufs bestigste, erstens, daß meine langen Böpfe, die mir jeden Morgen neuen Krager machten, vom unsere alte Marie sie eisenfest an den Kopf focht, kurz abgeschnitten wären, zweitens, daß ich es fertig bräuge, wie der von uns heiß bewunderte Hans Spieckermann, ein Butterboot, das ringsum mit großen fetten Spinnen belegt war, verzeihen zu können, — sie schmecken wie Rüsse und Rosinen, erklärte Hans schmahelnd —, und drittens, daß ich jeden Tag zu Herrn Schellhaas gehen dürfte, um sein Musikwerk zu hören, von seinen gedachten Hirnen eine zu bekommen und seinen herrlichen Reden zu lauschen. Es kamen dann auch andere Zeiten und andere Wünsche. Meine Böpfe sollten nicht mehr abgeschnitten, sondern um einen Pfeil mit zwei silbernen Lageten in ein Netz gerückt werden. Die neuen Schuhe, die Schuster Beerberger mir machte, sollten eine Handhoch höher, und das Kleid, daß das budige Vmettchen für mich zurechtgemacherte, eine Handbreit länger sein, so daß meine Strümpfe nicht mehr zu sehen wären. Aber wenn die gütige Fee diese drei Wünsche als einen gelten ließ — was man ja vielleicht hoffen konnte —, so war es noch immer meines Herzens höchste Sehnsucht, Herrn Schellhaas möglichst oft zu besuchen und Schauer der Bewunderung vor seiner Person zu empfinden.

Die meisten dieser Wünsche mußte ich im tiefsten Herzensgrund verbergen. Das Abschneiden meiner Böpfe hatte ich einmal versucht, doch hatte mir Marie gerade noch rechtzeitig die Schere aus der Hand gerissen und mich mit allen seitlichen und Höllenstrafen bedroht, wenn ich etwas nochmal probieren würde. Das Spinnen-butternotzen konnte ich nicht lernen, weil ich einen unüberwindlichen Abscheu gegen Spinnen hatte. Einen silbernen Kugelpfeil erklärte meine Mutter für unkindlich und geschmacklos, gegen hohe Knopfstiefel verhielt sich Schuster Beerberger entschieden ablehnend, und über das längere Kleid war das Vmettchen in philosophische Betrachtungen geraten, die mit dem Ausspruch schloßen, daß ich noch zeitig genug lange Kleider tragen könnte und noch einmal mit blutigen Tränen die Zeit der kurzen herbeiwünschen würde.

Und auch Herr Schellhaas war ein nur selten erreichbarer Gegenstand der Bewunderung, samt seinem Musikwerk, seinen gedachten Hirnen und seinen herrlichen Reden. Herr Schellhaas ließ im allgemeinen Meister Schellhaas. Aber seit er meiner Mutter einmal Verklärten Mids und mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit auseinandergesetzt hatte, daß die Frau Beerbräde, welche, „mir doch einmal fogulaan offiziell nicht nur die bork-

nehmste Dame weit und breit, sondern auch die gemeinste und niederträchtigste ist" — was für diese ausgezeichnete Persönlichkeit das höchste Lob war, dieweil es herablassend und leutselig bedeutete —, ihn gesagt habe: Herr Schellhaas, Sie sind ein wahrer Künstler —, also seit dieser Zeit nannte auch ich ihn nie anders als Herr Schellhaas.

Die Frau Landrätin sagte über mich, so was hätte sie von Kunst nie gesehen. Nämlich der Kunst in ihrem tafelfreudigen Seibenschied war, mit Schaulust zu sagen, an einem sehr verblühen Platz, sozusagen direkt mitten auf dem Kerbel — — — Dies schätzte er hinter vornehmlicher Hand meiner Mutter zu, die zuerst etwas ängstlich blickte, denn einen plötzlichen Zusammenstoß bekam, wozu sie eines Falchertisches bedürftig, um es vor den Mund zu halten. Sie müssen wissen, Frau Rätin, es war das violett und grün gestrichelte, zwei äußerlich schwierige Kalären, und gerade sozusagen kreuz und quer gerissen, wirklich äußerst genierlich, aber man sah nicht die Spur mehr — und Herr Schellhaas erhob seine Stimme zu einem Entschuldigungsstreich — „o — o — oh, ich sage Ihnen, Frau Rätin, nicht einen Romang sah man dort, nicht einen — einen" —, und da er sein ganz passendes Wort für diese höchste Romanglosigkeit fand, so dämpfte er plötzlich seine Stimme wieder und sprach dafür verächtlich ein heimisches aus: „nicht einen Fikel."

Man sieht, Herr Schellhaas pflegte außer der Kunst, Risse und Schäden, die an den besten Stellen sich befanden, etwa auf dem Oberarm, auch die Kunst der vornehmen und wohlgelesenen Rede. Und sie war es auch, welche ich fast am meisten bewunderte. Ich sah zwar gern zu, wenn er mit haardünnen Fäden und fast unsichtbaren Nadeln kunstvoll die Nuster nacharbeitete, besonders, wenn das Kunstwerk in seinem langsam um sich selbst drehenden, mit allerhand glitzerndem Fitterwerk seltsam ausgestatteten Gehäuse von der Form eines Baumstümpfes, mit seinen gläsernen Tönen spielte, und wenn ich dazu eine gebadene Birne speisen konnte, die paranzelt, sah und leberartig schmeckte. — — — aber noch lieber hörte ich ihn reden. Er drechselte auch die Sätze so kunstvoll, daß sie sich bedäufsam und ungewöhnlich anhörten, er schaute einen mit seinen runden Gulesaugen über die auf die Nasenrinne geschobene Brille so durchbohrend an, und er erhob die Stimme so laut oder flüsternd so durchdringend, daß es mich mit einem Schauer der Ehrfurcht überließ, obgleich ich manchmal lieber laut herabgelacht hätte.

„Louise," sagte er in solchen „Romangs", Louise, es tut wohl, verstanden zu werden. Aber Mißverständlungen schmerzen, oh, wenn die Welt nicht so voll Mißverständlungen wäre, es wäre besser um alles beliebt. Und wenn es auch sozusagen ein erhebendes Gefühl sein kann, von hohen Persönlichkeiten mit Recht als Künstler geschätzt zu werden, — dennoch — dennoch — und er verflämte und senkte sein Haupt trauernd auf seine Arbeit:

„Es gibt Härten auch in meiner Kunst," habe er nach einer Weile fort, „oh, Härten! Sieh Louise, väder Musius Gattin war eben hier, sie hatte in ihrer besten Sonntagsmantille ein Loch von wegen Ursache eines Finkens aus dem Herz, ich sage Dir, Louise, man sah nicht mehr die Stelle, wo es gewesen war, seinen Romang sah man mehr, aber sie behauptete, man sehe es doch, und wollte mir mein ehrlich verdientes Kastemännchen nicht geben, — das schmerzt, Louise, nicht wegen des Kastemännchens, sondern wegen der Duantersetzung meiner Kunst! Wer das begreift Du noch nicht, jedoch, es tut wohl, sich auszusprechen, auch bei mangelnder Verständlichkeitslosigkeit."

Und Herr Schellhaas senkte so tief aus seinem Magen heraus, daß es mir sehr unheimlich wurde. Seine liebste Phantastie machte ihm auch die kleinste Geschehnisse zum Ereignis. Einmal hatte ich bei ihm ein wänsiges Käpchen heiß bewundert; es war so klein, wie eine junge Rase überhaupt sein kann, und konnte noch nicht Miau sagen, sondern blieb noch bei einem kläglichen Mi — — Mi. Dieses Geschöpfchen fand ich ein paar Tage darauf auf der Straße, im Augenblick, da ein großer Hund sich überlegte, ob es der Mühe wert sei, es durch ein Schütten in ein besseres Jenseits zu befördern. Ich rettete es und trug es im Triumph zu seinem Eigentümer zurück. Herr Schellhaas freute sich mächtig:

„Den ganzen Tag läuft dieses Tier weg," sagte er mit rollender Stimme und himmelwärts gerichteten Augen, „und wenn man es einberri, so brüllt es wie ein Löwe!"

Das kleine Tier hatte sich mittlerweile unter einen Eckank verkrochen und sein Mi — Mi klang wie das Pfeifen einer Maus darunter hervor. Aber Herr Schellhaas redte die Hand nach der Stelle und sagte pathetisch: „Da hörst Du es, wie ein Löwe", und es war ihm augenscheinlich ein wohltuender Gedanke, daß etwas aus seinem Besitz wie ein Löwe brüllte.

Es gab auch eine Frau Schellhaas. Ihr Dasein verriet sich jedoch meist nur durch einen starken Wänsch- oder Wänschduft, der aus den unteren Regionen des kleinen Häuschens zu den Gemächern des Hausherrn hinaufdrang. Denn wenn auch die Frau Landrätin öfters an einer verblühen Stelle, etwa auf dem Kerbel — einen Miß hatte, und es ja überhaupt solche Romangs des öfteren gab, so reichete doch die Beobachtung dafür nicht hin, um Herrn Schellhaasens künstlerische Neigungen zu allerhand seltsamen Schmurrfeiern, wie das drehende, glitzernde Kunstwerk eins war, oder die weichen Käuse, die wie wahnsinnig in

ihrem Käsig herumtobten. Darum wusch und plättete Frau Schellhaas mit Eifer und Erfolg die Wäsche der „lebigen Derrin" des Ecksteins, was Herr Schellhaas als eine „von wegen Verachtung mit geliebten Ständen Wäsche bouarige Liebhaberei" bezeichnete und darum auch duldete, denn eigentlich hatte seine „Gattin" ja etwas nicht nötig, Frau Schellhaas war eine blasse, kleine und süße Frau, die aus Bewunderung für ihren erhabenen Gatten einige seiner Nebenbälten in ihren eigenen Garten verpflanzt hatte und sie möglichst oft anwandte. Besonders liebte sie das „mit Erlaubnis zu sagen", „Die Stunden von Herrn Anseher, mit Erlaubnis zu sagen", „der Spülstein, mit Erlaubnis zu sagen" und „dem Herrn neuen Baummeister seine Strümpfe, mit Erlaubnis zu sagen". Sie mußte viel waschen und plätten, die Frau des Künstlers, um die Ansprüche befriedigen zu helfen, die er an das Leben stellen konnte; ihre Hände waren immer grauweiß und verranzelt und ihr Gesicht sah merkwürdig gedummen aus. Aber sie tat alles still und fleißig, und nur wenn der Gatte pompös erklärte, daß seine „Gattin" es nicht nötig habe, so zu arbeiten, ging manchmal ein schnelles, etwas bitteres Lächeln um ihren eingefallenen Mund.

Die schönsten Augenblicke in ihren kleinen Leben waren es, wenn sie des Sonntags an der Seite ihres Gatten zur Kirche ging, in einem knitterigen schwarzen „tastelassenen" Kleid, welches sich um sie blähte, wie ein Segel, in einem gedickten Schal, und mit einem seltsamen Outgebäude von sonst nie gesehener Form über dem graublauen Gesicht. Herr Schellhaas bildete sie mir in diesem Auszug an seiner Seite, „denn man hat seinen Stolz sozusagen, und weiß, was sich gehört." Er selbst trug einen schmalkantigen, drei Stock hohen Zylinderhut zu einem ockerbraunen Rock und hohen Waternördern und wandelte mit Würde und Hobeit einher.

Manchmal verschwand Herr Schellhaas für einige Tage. Kam man zu solchen Zeiten mit einem Auftrag, so fand man die Frau noch gedächter und eifriger arbeitend, als gewöhnlich. Ihr Mann sei nach der Stadt, um „Material" zu besorgen, bedeutete sie damit ihre Kunden. Von solchen Stadtfahrten kam Herr Schellhaas stets in einem etwas desolaten Zustand zurück, der sich selbst durch die schrankentöse Bewunderung der städtischen Herrlichkeiten nicht ganz erklären ließ.

„O, Frau Rätin," schwärmte er dann, „welch eine Erhebung genießt man doch, wenn man die Museen besucht! Die Statuen sind erhabend. Zwar sind sie, mit Erlaubnis zu sagen, sehr unbedeutend, welches ich tabeln muß, aber doch, man hat doch das Bewußtsein der Kunst, und dies ist sozusagen für mich die Hauptsache."

Er hatte schon damals das Geheimnis so mancher Kunstbegeisterung ergründet, mein Herr Schellhaas.

„Ich glaube, der Meister Schellhaas macht sich öfters einen fideben Tag, als seiner Frau lieb sein kann," sagte meine Mutter einmal zum Vater, als sie mich nicht in Hörweite bemerkte, und Vater nickte dazu. Warum sollte Herr Schellhaas sich seinen fideben Tag machen? dachte ich. Große Leute sind doch wunderbar. Und doch bestrift Mutter recht. Denn eines schönen Tages fand meine Mutter Frau Schellhaas so in Tränen gebadet, daß sie nicht umhin konnte, nach der Ursache zu fragen.

Frau Schellhaas aber war erst nicht zu bewegen, Auskunft zu geben. Erst nach und nach kam es heraus, daß Herr Schellhaas auf Abwegen ging. „Oh, auf Abwegen der Sünde, mit Erlaubnis zu sagen," meinte Frau Schellhaas. „Er war im Theater gewesen, in einem heidnischen Stück, und darin hatten sie getanzt, ja wohl, Frauenzimmer mit Röden, die nicht 'mal bis über die Knie gingen und oben herum auch, — mit Erlaubnis zu sagen — sozusagen nichts, — und so etwas hatte Herrn Schellhaas gefallen, — ihre Weine waren die ja wohl so in die Höhe, daß sie mit dem großen Jch einander unter die Nase kamen!" — und Herr Schellhaas hatte sich aus lauter Begeisterung darüber anderen Tages dabei einen Rausch angetrunken, und als er damit nach Hause kam, — da, — da hatte er seiner „Gattin," seiner ungetrauten Frau vormachen wollen, wie die, — die — die Theaterfrauenteu getanzt hatten, — o, eine Schande ist das, Frau Rätin, — und er war hingefallen und hatte sich die Nase erschlagen, und den Arm verstaucht, und nun lag er im Bett, und sie hatte die Knochenstücken holen müssen, die ihm den Arm einrenkte, und auf der Nase hatte er ein Blaster, und lästige Schmerzen stand er aus. Hier hörte Frau Schellhaas plötzlich aufzu weinen, machte ein rachschüßiges Gesicht und sagte: „Und das ist ihm sozusagen eine Strafe und recht geschehen!" Aber dann übermannte sie doch der Jammer wieder und sie kam wieder ins Weinen und schlug sogar auf den Tisch und schloßte laut auf:

„Und Frau Rätin, mit Erlaubnis zu sagen, von meinem gesparten Geld hat er die Gottlosigkeit begangen!"

Und außer sich vor Schmerz, Horn und Empörung rief Frau Schellhaas die Tür auf, und da lag in seinem Bett Herr Schellhaas mit verbluteter Nase und geschütteltem Arm hilflos, von seiner Höhe gestürzt, ein entthronter Göze.

Ich ging dann nicht mehr gern zu ihm. Bei seinen schönsten Reden hätte ich ja doch an seine Gottlosigkeit denken müssen und an seine verblutete Nase.

Erntedichtung.

In Deutschland, im Lande der Poesie, haben sich naturgemäß die Dichter viel mit den Feldern und der Ernte in ihren Schöpfungen abgegeben: schon in frühen Zeiten wurden die den Göttern dargebrachten Witt- und Dankopfer in gebundener Rede verherrlicht. Unsere Vorfahren lebten gern mit der Natur, und die Feldarbeit, die unter dem besonderen Schutz der Götter stand, war ihnen Lebensbedürfnis. Solty dichtet:

Sicheln klingen — Mädchen singen
Unter Sichelklang,
Bis vom Mond beschimmert
Rings die Stoppel kimmert
Tönt der Erntesang.

Die Dichtung schließt sich vielfach an übliche Sitten an; so war die poetische Mahnung ausgesprochen, jeden sämigen Arbeiter mit Strohhelmen oder einer Weizenähre zu binden, bis er sich durch eine Geldspende losgelaufen, was zu fröhlicher Kurzweil genug Veranlassung bot.

Es bleibt charakteristisch, daß die Landleute an ihren Erntebrauchen festhalten, und die Dichter haben sie bejüngert:

Und morgen, da bringen die Leute
Der Ernte flatternden Kranz;
Da tönen helle Schalmeien
Durch unsre fröhlichen Reihen,
Da schwing ich mein Liebchen im Tanz."

Die Erntekrone, das Abbild Botans, des Gottes der Ernte, wurde der Herrschaft unter Abingung eines Gedichtes überreicht, das wohl überall ähnliche Worte mit kleinen Änderungen aufweist. Der Refrain dürfte wohl lauten:

Wir bringen hier den Erntekranz,
Die Ernte ist geschehen ganz."

Natürlich sind die Wünsche der Angestellten an die Herrschaft wie „einen goldenen Tisch, an allen vier Ecken Braten und Fisch und mitten darauf eine karme Wein“ nicht vergessen. In diesen Tagen ist kein Unterschied zwischen Knecht und Bauernmann. Aus einer Schale essen und trinken sie beim Erntemahl; sowohl der Ernter wie der Schnitter rufen fröhlich „Gott hab' Dank!“ nach erfüllter Arbeit aus. Doch wird den Herren nahegelegt, daß sie zwar Ueberfluß in ihre Scheuer ernten, aber sie sollen stets eingedenk sein, daß des Armen Brot teuer bleibt.

Sieh, Vater, diese Bracht,
Die hat der liebe Gott gemacht."

Die Freude an der Ernte kommt in Schillers Worten:

„Schwer beladen
Schwankt der Wagen“;

und in Goethes:

In schlanken Silberweiden
Wogt die Saat der Ernte zu"

zum Ausdruck. Daß das Korn nicht mutwillig zertreten werden soll, mahnt der Dichter, wenn er sich vor allem an die blumenfuchenden Kinder wendet:

„Mein Kind, hab' du des Kornes acht,
Zertritt es nicht ob einer Blume . . .“

Wenn auch jetzt durch die Mäh- und Dreschmaschinen die Arbeit erleichtert wird und die alten Lieder überdönt werden, die Macht der Gewohnheit wird auch hier trotz der ersten Zeiten, in denen wir leben, überwiegen und die patriarchalischen Beziehungen zu dieser Spezialdichtung nie außer acht lassen.

Büchertisch.

Gräfin zu Reventlow, Das Logierhaus zur schwankenden Weltugel und andere Novellen (Langens Markbücher Band 19). Umschlagzeichnung von S. E. Stern. Preis in Pappband 1 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Die Gräfin Reventlow, die im Vorjahr mit ihrem humoristischen Roman „Der Geldkomplex“ einen starken Erfolg hatte, vereinigt im vorliegenden Bändchen eine Anzahl Erzählungen von gleicher Art wie ihre bekannten größeren Arbeiten. In ihnen allen wohnt jener paradoxe Witz, der mit spöttischer Geste durchaus nicht oberflächliche Erkenntnis vorzubringen weiß, und die Geschichten sind von einer feinsinnigen Bohème-Grazie getragen, wie sie heute wohl kaum einem zweiten deutschen Schriftsteller zu eigen ist.

Heinrich Mann, Bunte Gesellschaft. Novellen (Langens Markbücher Band 18). Umschlagzeichnung von D. Baumberger. Preis in Pappband 1 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Heinrich Mann ist heute anerkannt als der erste und bis jetzt größte Vertreter des deutschen literarischen Expressionismus. Mit wie starkem Recht, erhellt aus der Lektüre seiner frühen Erzählungen, die hier zum erstenmal in Buchform vereinigt vorliegen. In ihnen allen sind Andeutungen oder auch Zusammenfassungen des in den großen Romanen bis ins einzelne Entwickelten. Das Paar der „Liebespiele“ — einer glühenden und höchst intensiven Fortstiege zur „Jagd nach Liebe“ — die schmale Gestalt der Contessina,

der Mann alle verdeckte Weichheit seines Wesens geschenkt hat, die legendären Figuren der Rocca de' Fichi-Geschichten, die Partner des „Epenhandels“ schließlich im Sturmstimmens-Groteskstil, — ihre „bunte Gesellschaft“ ist feinsten Auszug des ganzen betäubenden Wirbels, der dem Werk Detrich Manns den Eindruck einer die ganze Menschheit umfassenden Mannigfaltigkeit sichert.

Zwischen Reims und den Argonnen. Herausgegeben von Major d. Res. von Guérard. Bilderaufnahmen vom Kriegsphotograph Rich. Speltzig. Geschmackvoll ausgestattet in seinem Blättern-Umschlag. Preis 3,50 Mk. Verlag Grethlein u. Co. G. m. b. H. in Leipzig. Das neue, hochinteressante Bilderwerk „Zwischen Reims und den Argonnen“ gibt zum ersten Male einen Ueberblick in Bildern über die reiche Kriegswirtschaftliche Tätigkeit, über die ungeheure Arbeit, die deutscher Fleiß in der Champagne geleistet hat. Groß sind die Kämpfe gewesen, die es zu überwinden galt, um alles das zu erreichen, was da geschaffen worden ist von uns für unsere Feldgrauen. Novenschlungrich und anschaulich in jener Art, bringt das Werk auch seltene Bilder von der Front, reizvolle Photographien vom Leben und Treiben in der Campagne, sowie eine Anzahl künstlerischer Aufnahmen von berühmten Orten und charakteristischen Landschaften der Champagne in hervorragender Wiedergabe. Die Taugenichtlichkeiten wird es mit Stolz erfüllen, unsere Feldgrauen ein Buch des Gedenkens sein.

Die Weltliteratur. Nr. 27. Walther Stifter. Briggitta. Nr. 28. Nikolaus Vogel: Die Nacht vor dem Weihnachtsfest. Preis der Nummer 10 Bfg. Verlag der Weltliteratur, München 2, Fürbergraben 24. Erhältlich in jeder Buchhandlung und auf den Bahnhöfen.

Siegener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Stachelbeerspeise mit Sago. Stachelbeeren werden mit genugem Wasser zu einem sässigen Brei gekocht, der durch ein Sieb gerührt wird. Auf 2 Liter Saft rechnet man 250—275 Gramm Sago. Man stellt man den mit Zucker gemischten Saft aufs Feuer, läßt ihn zum Kochen kommen und gibt dann den Sago dazu, läßt ihn unter stetem Rühren gar und die Masse die kochen und gibt sie zum Erkalten in mit kaltem Wasser gefüllte Glasschüsseln oder Formen.

Saure Leber. Leber wird in Milch gewässert, dann schneidet man sie in Scheiben oder Stücke und bratet sie in Mehl gewälzt in zerlassenen Fett an, fügt Salz, etwas Essig und ein bis zwei Suppenwürfel hinzu und läßt sie gar schmoren. Grütze schmeckt sehr gut dazu.

Einmachen von Bohnen in Flaschen. Die Bohnen werden geschnitten und in luftdicht abschließende, sogenannte Patentflaschen getan. Nachdem wird Wasser darüber gegossen und das Ganze über Nacht offen stehen gelassen. Am andern Tage wird das abgestandene Wasser weggeschüttet und durch frisches ersetzt, wobei darauf zu achten ist, daß es über den Bohnen richtig abschließt, d. h. diese ganz bedeckt. Nimmehr kann die Flasche geschlossen werden, und die Flaschenbohnen sind fertig, die dann stehen aufbewahrt werden können. Besonders sei bemerkt, daß Abbrühen und Einmalen durchaus nicht erforderlich ist. Die Bohnen halten sich jahrelang und behalten ganz ihren frischen natürlichen Geschmack.

Graupenpudding. ¼ Pfund durch eine Kaffeemühle gemahlene Graupen werden mit ½ Liter Milch auf dem Feuer unter beständigem Rühren gekocht bis sie sich vom Löffel lösen. 2 Eiweiß und 1—2 Löffel Butter werden mit ¼ Pfund Zucker schaumig gerührt und dann die erkalteten Graupen dazu getan. Den Gierstauwe durchgemischt und in der Puddingform 1½ Stunden gekocht.

Griechplätzchen. 2 Eier und ¼ Pfund Zucker werden schaumig geschlagen und mit ¼ Pfund Grieß gemengt. Auf gestrichenem Blech zu Häufchen gesetzt und 10 Minuten gebacken.

Butter frisch aufzubewahren. Man drückt die Butter fest in ein Beckglas, ⅓ Liter zu ½ Pfund Butter, tut ein doppelttes Pergamentpapier darüber, schüttet eine Kleimgkeit (etwa einen Teelöffel voll) reinen Spiritus oder Rum darauf. Dies steckt man an und hat brennend Ring und Deckel darauf. Es muß fest schließen, dann hält sich die Butter lange Zeit frisch.

Abstrichrätjel.

Lob, Rad, Kistchen, Vers, Lunte, Riga, eug.
Bon jedem Wort ist ein Buchstabe zu streichen. Die übrigen Buchstaben müssen im Zusammenhang ein wichtiges Kriegsergebnis bezeichnen.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:
Dreißiger von Pavelta.

(W. K o 1, D b 1, L e 1, e 6, B a 2, 5, f 3.
S c h w. K c 4, T h 1, 5, B d 5, f 6, h 3.)

1. L o 6 - d 7, d 4; 2. D b 3 +. — 1. K c 5; 2. D d 6 +. —
1. K d 4; 2. L f 2 +. — 1. beliebige anders; 2. D c 2 +.

Schreibleitung: Fr. R. Benz. — Zwillingdruck und Verlag der Brühl'schen Universitäts-Buch- und Steindruckerei. R. Lange, Siegen.